

Nr. 195. Bromberg, den 24. September 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von **Edmund Sabott.**

(7. Fortsetzung.)

Ganz und gar in den Wind gesprochen hatte Frank seine Warnung indessen nicht: Dolan erzählte davon wenigstens seinem Sekretär, Conolly, mit dem er heute abend speiste. Der wurde sogar ein wenig nachdenklich, und wenn er auch nicht gleich das Schlimmste befürchtete wie Frank, wenn er auch nicht gleich dafür eintrat, ein Geschwader Flugzeuge hinter die „Springflower" herzusenden, so hielt er es doch für sehr geraten, der geheimnisvollen Geschichte und ihren unklaren Zusammenhängen auf den Grund zu gehen. Damit war Dolan einverstanden, und er gab sofort ein Funktelegramm an Gwennie auf, veranlaßte, daß es beschleunigt der „Springflower" übermittelt würde und bat darin um sofortige Antwort.

Kurz nach zwölf Uhr, als er sich zur Ruhe begeben wollte, war noch immer keine Antwort eingetroffen, und er wollte besorgt werden. Es gab indessen hundert harmlose Erklärungen für die Verzögerung. Dolan gab Befehl, ihn bei Eintreffen einer Nachricht sofort zu wecken. Er hatte eine unruhige Nacht, obwohl man ihn nicht weckte.

Die Nacht verging. Der Morgen kam.

Die „Springflower" antwortete nicht.

Dolan sandte ein Telegramm nach dem andern dem Schiff nach. Er alarmierte die Küstenstationen von Los Angeles bis nach Panama; die „Springflower" antwortete nicht mehr, die Rufe verhallten ungehört. Die „Springflower" schien verschollen mitten im Ozean.

Zu Anfang glaubte man an eine vorübergehende Störung der Funkanlagen an Bord, aber es vergingen Stunden über Stunden, mehr als zwanzig Stunden! Die „Springflower" schwieg!

Was war geschehen?

Schon in den Vormittagsstunden regneten Extrablätter in allen größeren Städten nieder. Man riß sich um die druckfeuchten Fetzen, erprügelte sich den Zugang zu den Zeitungsjungen und ihren Autos und brüllte die unerhörte Sensationsnachricht über die Köpfe der anderen in die Straßen hinein:

„Die Springflower verschollen! Mitten im Ozean! Die Erbinnen von dreizehn Milliarden Dollar an Bord! Verschollen! Das sicherste Schiff der Welt! Ungelöste Rätsel! Sturm? Seebeben? Wegelagerer im Ozean?"

Über die weiten Wasserwüsten des Pazifik her kam keine Antwort.

Der Tag verging. Reporter belagerten die Paläste jener Eltern, deren Töchter sich auf der „Springflower" befanden. Niemand gab Auskunft. Und Gerüchte zuckten über die Städte hin. Keiner kannte ihren Ursprung.

Die Annahme, daß die „Springflower" einer Naturkatastrophe zum Opfer gefallen sein könnte, wurde von den Sachverständigen der Wetterwarten sofort widerlegt. In dem ganzen Teil des Pazifiks, der für den Aufenthalt der „Springflower" in Frage kam, habe fast Windstille geherrscht. Ein Seebeben komme nicht in Betracht, denn ganz abgesehen davon, daß der mutmaßliche Aufenthalt der „Springflower" außerhalb der wohlbekannten Erdbebenzone liege, sei in jener Gegend durch die Seismographen nicht die geringste Erschütterung des submarinen Bodens festgestellt.

Was aber war geschehen? Warum antwortete die „Springflower" nicht mehr? Konnte man ein Zehntausendtonnenschiff einfach von der Meeresoberfläche wegstehlen? Das Schiff galt als unversenkbar. Seitenlang hatten die Berichterstatter gelegentlich der Probefahrt von Seattle nach Frisko über die Sicherheit des Schiffes gesprochen. Und nun sollte es gesunken sein?

„Es ist nicht gesunken", wisperten und raunten die Gerüchte, die durch die Mengen in den Städten zuckten. „Nein, nein, nicht gesunken! Seeräuber haben es gekapert! Dreizehn Milliarden sind an Bord! Der Pazifik ist groß! Jetzt werden sie bluten müssen, die Dolans, die Rantouls, die Schuylers, die Ruesdaels, und alle die, die geschwollen auf ihren Safes und Tresoren hocken! Man wird sie zur Ader lassen! Dreizehn Milliarden! Es wird eine Schröpfung erster Klasse geben!"

„Unsinn! Sind die Seeräuberzeiten wieder zurückgekehrt? Herrschen etwa im östlichen Pazifik Zustände wie im chinesischen Meer? Seeräuber? Unsinn!"

Herr James Steenwyck, Berichterstatter des Newyorker Herald, antwortete den Staaten auf alle ihre Zweifel und Vermutungen. Er löste die Rätsel! Er telegraphierte am Abend aus New Orleans seinem Blatte, und die Extraausgabe wurde sofort in den Staaten verbreitet.

„Die „Springflower" geraubt! Eine Bande verwegener Verbrecher an Bord! Andrew S. Dolan sendet zwanzig Flugzeuge unter Führung des Piloten Frank Hull der „Springflower" nach. Mr. James Steenwyk wird fortlaufend über den Verlauf der Jagd berichten als einziger Pressevertreter der Erde. Die Flugzeuge verlassen um sechs Uhr abends in südwestlicher Richtung New Orleans. Ziel bleibt geheim. Die Regierung von Chile ist zur Hilfe bei der Suche nach der „Springflower" aufgefordert worden. Einige Torpedoboote sind bereits zur Verfolgung aufgebrochen."

So weit Herr James Steenwyck, der zu der Zeit, als dieses Extrablatt in Newyork verbreitet wurde, in Frank Hulls Maschine über dem mexikanischen Golf flog und von nie erhofften Lorbeeren träumte.

*

Gwennies befremdliche Ohnmacht hielt den Arzt während des ganzen Vormittags am Lager der Kranken. Er sah kein Mittel, ihr zu helfen. Gwennie schlief tief und fest, und Doktor Gryce neigte zu der Annahme, daß sie irgendeinem Betäubungsmittel unterlegen sei, von dem es allerdings rätselhaft war, wie und wann sie es sich beigebracht hatte. Er hatte Gwennie sorgfältig untersucht. Ihr Puls war schwach und langsam, aber ganz regelmäßig; das Gesicht, abgesehen von einer tiefen Blässe, nicht bedrohlich verfärbt, die Atmung herabgesetzt wie bei jedem Schlafenden. Besorgnisse bestanden also nicht. Der Arzt unterrichtete von seiner Meinung den Kapitän, der über den Fall den Kopf schüttelte.

„Hören Sie mal, Doktor, ob sie's vielleicht" — er deutete mit dem knolligen Zeigefinger auf seine gerötete, kahle Stirn — „ob Miß Dolan es vielleicht hier oben hat? Heute morgen im Saal — — was sollte das denn heißen? Pearsonby sei ermordet worden? — und wie sie dabei ausgesehen hat! Ich habe sie für verrückt gehalten, Doktor. Und nun dieser unerklärliche Schlaf! Was sagen Sie dazu?"

Doktor Gryce zuckte die Schultern, und Kapitän Peacock war im stillen der Ansicht, daß er nicht gerade eine Leuchte

der ärztlichen Wissenschaft vor sich habe. Er sprach nicht mehr weiter über die mutmaßliche Geistesgestörtheit Gwennies und hörte nur mit halbem Ohr auf die höchst wissenschaftlichen Erörterungen des Arztes hin, die ihm viel zu gelehrt waren.

Der größte Teil der Gesellschaft befand sich zu dieser Zeit beim Lunch, und der Arzt begab sich in den Speisesaal, um den Freundinnen Gwennies und den Herren Bericht zu erstatten. Er fand hier willfähigere Zuhörer als der Kapitän einer war, namentlich Carol Lispenard konnte nicht genug von Gwennies Krankheit hören, er kramte einen überraschenden Schatz von Fachwörtern und unverstandenem medizinischem Wissen hervor und sprach mit Hilfe dieses Rüstzeuges laut und angeregt über Gwennies seltsame Krankheit. Auch nach seiner Ansicht war sie das Opfer einer plötzlich auftretenden Trübung des Verstandes geworden, und es würde ihr gewiß besser gehen, sobald sie aus ihrem totenähnlichen Schlummer erwachte.

Man gab dem sachverständigen Carol recht, schenkte ihm aber nicht mehr mit der gleichen Aufmerksamkeit Gehör, als er hartnäckig weiter über den gleichen Gegenstand sprach. Er war bald wieder vereinsamt inmitten einer springlebendigen Heiterkeit, und sein empfindsames Herz empörte sich darüber, daß alle Anwesenden im Nu sowohl Gwennie als auch den Toten vergaßen, der doch immerhin einer der ihren gewesen war.

Nein, der treulose Lord Pearsonby, der das nasse Grab im Ozean den Freuden des Lebens vorgezogen und in unverständlicher Fahnenflucht die „Springflower“ verlassen hatte, wurde scheinbar von keinem vermißt. Er hatte ja auch keinem eigentlich sehr nahe gestanden, und, um die Wahrheit zu sagen, so war er in den letzten Tagen vielen mit seiner sichtlichen Verstörtheit, der Grabesblässe seines Gesichts, seiner fast unheilschwangeren Stummheit ein wenig auf die Nerven gefallen, wie einem ein Bote aus einer andern Welt, mit der man nichts zu tun haben will, eben auf die Nerven fällt. Man vermied es, über ihn zu sprechen, so verlockend es ja auch gewesen wäre, sich über die Gründe zu einem Selbstmord zu unterhalten. Aber wie auf geheime Übereinkunft hin tat man das nicht.

Die Heiterkeit und die Spannung, die heute an Bord herrschten, richteten sich auf die Überraschungen, welche die Herren für den kommenden Abend versprochen hatten.

Kurz nach Mitternacht oder in den frühesten Morgenstunden kreuzte die „Springflower“ den Äquator, und man plante aus diesem Grunde ein Fest. Keine wilde „Linientaufe“, wie sie in rauheren Zeiten einmal üblich waren, keine handfesten Scherze, nein, nur ein paar kleine Überraschungen. Und die Herren, namentlich der Herzog von Ellisburne und Jay Ogden, übernahmen Regie und Verantwortung.

Man versuchte mit allen Mitteln weiblicher Geschicklichkeit aus den beiden herauszuholen, was man denn heute abend eigentlich zu sehen bekommen würde, aber man erhielt als Antwort nichts als ein vielsagendes und geheimnisvolles Lächeln.

Am Nachmittag verschwanden einige Matrosen und einige Diener in den Gepäckräumen, kehrten nach kurzer Zeit zurück und brachten geheimnisvoll verhüllte Gegenstände mit, die scheinbar sehr schwer waren, und die im großen Festsaal Aufstellung fanden. Es ging wirklich geheimnisvoll bei der Aufstellung dieser Gegenstände zu, und des Spionierens und des Kicherns unter den Damen war kein Ende, aber man erspähte nichts. Man sah nur, daß die verhüllten Lasten auf der kleinen Bühne niedergestellt wurden, während andere, ebenso aussehende Gegenstände oben auf der rechten Empore des Saales ihren Platz bekamen.

Mary Rantoul war die Neugierigste von allen, und sie umschnurrte Jay Ogden wie ein schmeichlerisches Kätzchen. Wenigstens ihr möge er doch sagen, welche Überraschung er denn heute mit seinen Freunden ausgedacht habe. Ob er vielleicht glaube, daß sie nicht schweigen könne? O, dann kenne er Mary Rantoul nicht, die sei verschwiegen wie das Grab.

Jay Ogden lächelte zweiflerisch, und Mary Rantoul verzog schmollend das wundervoll geschminkte Mündchen, schob die strichförmig bemalten Brauen vorwurfsvoll gegeneinander und streichelte dennoch mit ihren zarten, rosigen Puppenhändchen Jay Ogdens riesige Bärentatze.

„Aber ich kann mich doch vielleicht ein wenig nützlich machen im Festsaal, Herr Ogden — — lieber Herr Ogden?“

Der schüttelte lächelnd den Kopf.

„Miß Mary, ich habe einen großen Schwur getan, daß nichts über meine Lippen kommen soll. Verlangen Sie, daß ich meineidig werde?“

Mary Rantoul lächelte so süß, daß man wohl dieses Lächelns wegen hätte meineidig werden können, wenn man nicht Jay Ogden gewesen wäre. Er nickte ihr zu und ließ sie stehen. Mary Rantoul aber verkündete überall an Bord, daß Jay Ogden das unhöflichste und kälteste Ungeheuer sei, das sich in ihrem ganzen Leben je vor ihre Augen gewagt habe.

Man lachte sie aus und war doch genau so neugierig wie sie.

Zur Hälfte allerdings war die Freude auf den Abend vergällt; nicht der Geheimniskrämerei wegen, denn die steigerte ja nur noch die Spannung, aber man hatte mit Rücksicht auf den Todesfall an Bord wohl oder übel den Tanz absagen müssen und den Vorschlag gemacht, daß das Orchester ungewohnterweise heute abend einiges Ernstes zum Vortrag bringen sollte.

Mae Irwin hatte diesem Vorschlag zum Siege verholfen, denn sie war von ernster Gemütsart, sehr streng erzogen, und da der Tod oft im Leben der armen Mae eine traurige Rolle gespielt hatte — sie war Halbwaise —, so empfand sie eine tiefe, fromme Ehrfurcht vor dem Tode. Es schien ihr ganz unpassend und gotteslästerlich, heute nacht an Bord zu tanzen, während einer, der noch vierundzwanzig Stunden zuvor mit ihnen in dem gleichen Saale getanzt hatte, nun auf dem Boden des Meeres lag.

Keiner dachte darüber eigentlich so ernst wie Mae, nur Carol Lispenard stimmte ihr vollkommen zu — wenn auch nicht gerade aus Frömmigkeit, so doch seines empfindsamen Herzens wegen. Indessen wagte man nicht zu widersprechen, weil niemand den nötigen Mut und die erforderliche Keckheit dazu aufbringen konnte, und so behielten die fromme Mae und Carol Lispenard die Oberhand.

Mit einem Tanz war es also nichts. Aber sollte man auf alles verzichten? Sollte man erbauliche Unterhaltungen führen während des ganzen Abends und sterben vor Langeweile? Nein, wenigstens sollte geschehen, was noch irgendwie mit den quäkerhaften Ansichten Maes in Einklang zu bringen war. Der Kapitän wurde geladen, die Offiziere und Ingenieure, soweit sie dienstfrei waren; und sehr schade war es, daß gerade Gwennie Dolan an diesem ersten richtigen Festtage krank in ihrer Kabine lag.

Man tröstete sich mit der Hoffnung, daß sie vielleicht noch bis zum Abend gesunden werde. Aber die Abordnung, die von der Gesellschaft in Gwennies Kabine geschickt worden war, um sich von dem Zustande der Kranken zu überzeugen, kam unverrichteter Dinge zurück. Gwennie schlief noch immer, sie schlief ihren „Genesungsschlaf“, wie der Arzt meinte, und es sei am besten für sie, man lasse sie ungestört und ungeschoren. Was ihn angehe, so fürchte er nichts, er wolle nur von Zeit zu Zeit nach ihr sehen, um sofort bei der Hand zu sein, wenn sie erwache.

Als sich am Abend der Festsaal langsam zu füllen begann, war man trotz des bänglichen Anfangs dieses Tages in recht aufgeräumter Stimmung. Ja, die Heiterkeit, der sich alle befleißigten, war vielleicht — wie ein unbefangener Beurteiler wohl gemerkt hätte — ein wenig zu laut, ein wenig zu schrill, zu sehr gewollt.

Der Lustigsten einer war Lord Hurrogate, der schöne, süße Lord Hurrogate. Aber es war seltsam bestellt mit dieser Lustigkeit: sie kam nicht aus der Tiefe seines Herzens. Und die noch immer arg verliebte Ivy hatte einige nachdenkliche Stunden. Lord Hurrogates Gesicht wechselte oft die Farbe, wurde hitzig rot und dann wieder sehr bleich. Er war fahrig in seinen Worten und Gesten, sprach wohl auch manchmal sinnloses Zeug durcheinander, und wäre er Schauspieler gewesen, so hätte man darauf geschworen, daß er heute eine neue Rolle aus der Taufe heben müßte und nun unter dem gräßlichsten Lampenfieber litte. Die kleine Ivy war zärtlicher und schmiegsamer als sonst, aber es half nichts: Lord Hurrogate blieb in seinem Fieber.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnende Stunde.

In dem dunklen Spiel der Bilder
Spiegelst du dein Leben jung
Und es scheint im Schatten milder,
Schöner als Erinnerung.

All die Stunden, die ins Ferne
Matt vergingen, werden wach.
Nie begehrte nahe Sterne
Funkeln jäh in dein Gemach.

Fernes träumst du an der Schwelle,
Frauen, die du nie ersiegt,
Bis der Wehmut weiche Welle
Dich in ihren Armen wiegt.

Stefan Zweig.

Die Hochzeit.

Von Hermann Wagner.

Was ich berichten will, klingt so unwahrscheinlich, daß es mir niemand glauben wird. Es ist trotzdem wahr. Bjanko selbst hat es mir erzählt.

Als das Nachfolgende passierte, stand Bjanko unmittelbar vor seiner Hochzeit mit Jenny. Das Aufgebot war erfolgt, das Hochzeitskleid fix und fertig, das Hochzeitsessen gerichtet, sogar eine Wohnung war schon da. Bjanko konnte absolut nicht mehr zurück, was ihm alle gönnten, die ihm nicht wohlwollten. Jenny war eine Frau, die keinen Spaß verstand. Es hieß allgemein, daß eine, die schon mit zwei Männern fertig geworden war, auch mit Bjanko fertig werden würde.

Ich traf Bjanko am Tage vor seiner Hochzeit und benutzte die Gelegenheit, ihm mein herzlichstes Beileid auszudrücken. „Die Nürnberger“, sagte er, „hängen keinen, ehe sie ihn haben.“ Und er bog in eine Nebenstraße ein.

Am nächsten Morgen, als Bjanko von seiner Wirtin, Frau Bandhase, eben die letzten Tröstungen für seinen schweren Gang zum Standesamt empfing, ereignete sich etwas Furchtbares. Da verlor Bjanko etwas, das er zeitlebens noch niemals besessen hatte, nämlich seinen Verstand. Er breitete plötzlich, als Frau Bandhase ihm eben in den Hochzeitsfrack hineinhelfen wollte, beide Arme aus, drehte sich singend und pfeifend im Kreise und rief dazwischen: „Meine Herrschaften, steigen Sie ein. Fahren Sie mit, meine Herrschaften! Die Tour kostet nur zehn Pfennige!“

Frau Bandhase starrte Bjanko entgeistert an, schnappte nach Luft und sagte: „Herr Bjanko, sind Sie verrückt geworden?“

„Dumme Gans“, antwortete Bjanko grob. „Stören Sie doch nicht den Betrieb! Sehen Sie nicht, daß ich arbeite?“

„Sie arbeiten?“

„Ja, ich drehe mich.“

„Wozu drehen Sie sich?“

„Weil ich ein Karussell bin . . . Fahren Sie mit, Frau Bandhase! Die Tour nur zehn Pfennige!“

Da wurde es Frau Bandhase unheimlich. Sie lief schreiend auf die Straße, um Leute hereinzuholen. Man drang bei Bjanko ein und sah erstaunt zu, wie sich der erwachsene Mensch, der noch dazu festlich gekleidet war, ununterbrochen singend und pfeifend im Kreise drehte. Die gaffende Menge schien ihn noch mehr anzueifern. Er lud sie mit marktschreierischen Worten ein, mitzufahren, da die Tour nur zehn Pfennige koste.

„Und denken Sie“, erzählte Frau Bandhase aufgeregt den Leuten, „dieser Mann sollte heute vormittag Hochzeit machen!“

„Der Arme!“ sagte bedauernd ein junges Mädchen.

„Er ist verrückt geworden“, erklärte ein alter Mann. „Da muß man Polizei holen. Er könnte ins Toben kommen.“

„Mein Gott, meine Möbel!“ schrie Frau Bandhose und lief auch schon nach einem Schutzmann.

Der Schutzmann besah sich den Fall, und tippte schließlich dem sich schwitzend im Kreise drehenden Bjanko auf die Schulter: „Heda, Mann! Hier ist die Polizei! Was machen Sie denn?“

„Ich drehe mich“, antwortete Bjanko, „ich bin ein Karussell.“

„Ein Karussell? Na, schön. Haben Sie die amtliche Erlaubnis, sich zu drehen? Und wie steht es mit der Lustbarkeitssteuer? Haben Sie die bezahlt?“

Da stutzte Bjanko, blieb stehen, griff in die Hosentaschen, als suche er etwas. „Nein“, sagte er beschämt, „einen Gewerbeschein habe ich noch nicht. Aber die Lustbarkeitssteuer will ich gleich bezahlen.“

„Gut“, sagte der Schutzmann, „kommen Sie mit auf das Amt, damit wir die Sache regeln.“

Bjanko lachte dumm, kratzte sich am Kopf, leistete aber keinen Widerstand, sondern ging mit zur Wache. Dort gab er auf die Frage, wer er sei, zur Antwort, daß er ein Karussell sei, das soeben seinen Betrieb eröffnet habe und daß er willens sei, einen Gewerbeschein zu lösen und Lustbarkeitssteuer zu bezahlen.

„Unsinn“, sagte der Kommissar, „Sie sind Herr Erich Bjanko. Wissen Sie nicht, daß Sie heute Hochzeit machen sollten? Hier steht Ihre Braut!“

Wahrhaftig, man hatte Jenny verständigt, und die Bedauernswerte stand in ihrem Hochzeitskleid nun da, in Wut und in Tränen aufgelöst.

„Erich kennst du mich denn nicht? Ich bin Jenny, deine Braut!“

Bjanko sah durch sie hindurch, als sei sie blauer Dunst. Und plötzlich breitete er wieder die Arme aus, drehte sich im Kreise und sang und pfiff dazu, und imitierte einen spektakelnden Leierkasten.

„Herr Kommissar“, protestierte Jenny, „glauben Sie ihm nicht, dem Schurken, er verstellt sich nur! Weil er mich heiraten soll, spielt er den Verrückten! Aber mir kann er nichts vormachen! Er ist ein Schwindler!“

„Immer näher getreten, meine Herrschaften“, schrie Bjanko, „immer eingestiegen! Die Tour nur zehn Pfennige!“

„Er muß in eine Anstalt“, sagte der Kommissar, „da ist nichts zu machen.“

Und er zwang die wütende Jenny, von dem sich konstant drehenden Karussell, das sie unbedingt zum Stehen bringen wollte, abzulassen, ließ ein Auto kommen und Bjanko ins Krankenhaus überführen, von wo er nach zwei weiteren Tagen zur Beobachtung seines Geisteszustandes in eine Anstalt gebracht wurde.

In dieser Anstalt verblieb Bjanko vier Monate. Man wurde aus ihm nicht klug. Es gab Tage, da er einen völlig normalen Eindruck machte. Aber dann setzte er es sich plötzlich wieder in den Kopf, daß er ein Karussell sei, das sich nicht drehen dürfte, weil ihm der Gewerbeschein fehle. Und bat die Ärzte flehentlich, man möge ihm diesen Gewerbeschein doch besorgen.

Eines Tages ging in der Anstalt ein Brief ein, in dem Jenny Bjanko mitteilte, daß sie sich anderweitig verlobt habe und deshalb auf seine werte Person verzichte.

Von diesem Tage besserte sich der Zustand Bjankos merklich. Er besserte sich in einem Maße, daß man Bjanko nach Verlauf von weiteren vier Wochen als geheilt aus der Anstalt entlassen konnte.

Erst einige Jahre später, als Jenny auch von ihrem dritten Manne wieder geschieden war, vertraute mir Bjanko unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß er den Verrückten zu jener Zeit nur gespielt habe.

„Mir blieb“, sagte er, „nur die Wahl zwischen Jenny und dem Irrenhaus. Hätte ich Jenny geheiratet, wäre ich *bestimmt* verrückt geworden. So wurde ich es nur *scheinbar*. Heute bin ich wieder völlig gesund . . .“

Bjanko lebt heute noch und hat es zu Ansehen und Geld gebracht. Woraus zur Genüge hervorgeht, daß er schon immer nicht nur ein normaler, sondern ein in jeder Beziehung tüchtiger Mensch gewesen ist.

Die Kunst, seine Mitmenschen zu erfreuen.

Ein lustiges Rezept von Ludwig Waldau.

Haben Sie schon einmal beobachtet, mit welch griesgrämigem Gesicht die meisten Menschen durchs Dasein pilgern? Ob man in der Straßenbahn quetscht oder durch die Stadt fußlatscht oder ein Amt aufsucht, überall begegnet man mißvergnügten Menschen. Jeder ist nervös, übellaunig, gereizt, wehleidig, kurz: ungenießbar. Und dabei ist das Leben doch so heiter und lustig. Man muß es nur verstehen.

Wie leicht ist es doch zum Beispiel, seinen Mitmenschen eine Freude zu bereiten; wie leicht und — wie billig. Ich habe zu Hause auf meinem Schreibtische einen kleinen, harmlosen Apparat liegen, den benutze ich immer, wenn ich die Miesepeterei um mich herum wieder mal satt habe. Es ist ein sogenannter Huthalter, mit dem der frohe Wandersmann im heißen Sommer seinen Bauch „behütet“: eine kleine Klammer mit Lederöse zum Anknöpfen an die Weste. Diesen Huthalter klemme ich hinten an die Krempe meines Schlapphutes und ziehe los. Schwipp — schwapp — schwipp — schwapp — wedelt vergnügt das Ding bei jedem Schritt auf und ab.

Schon wenn ich die Treppe hinuntergehe, stockt plötzlich das lamentierende Dauergespräch der Treppenklatschbasen. „Nee, guck'n Se nur ä mal, Frau Melbrtn! Was hat'n der hinten 'runterbammeln?“ flüstert's griensend hinter mir her und die vorher meterlangen Stoßseufzer der beiden Frauen haben sich im Nu in quietschendes Gelächter verwandelt. Auf der Straße haben sofort einige Passanten mein fröhlich-wippendes Huthalteranhängsel entdeckt. Man bleibt stehen und sieht mir nach, außerordentlich vergnügt darüber, daß mir „Dussel“ „sowas“ passiert ist. Schadenfreude ist doch die reinste! Schon sind ein paar Straßenjungen hinter mir her. „He, gucke! Eener mit än Schwänzl!“ und: „Schwänzlkarle! Schwänzlkarle!“ ruft's plötzlich kreischend vor Vergnügen hinter mir. An der nächsten Straßenkreuzung hält mich lächelnd der Sipo an: „Verzeih'n, Sie hamm hinten an Ihr'n Hut was dranbammeln!“ — „Weiß schon, weiß schon!“ entgegnete ich lieblich und steuere unentwegt nach der Straßenbahnhaltestelle. Kopfschüttelnd grinst mir der Wachtmeister nach. Die abgehetzten, stumpfen, müden, nervösen Mienen der zehn, zwanzig Wartenden an der Haltestelle erhellen sich im Nu, als ich herankomme. Alles schielt nach meinem Hute, einer sagt's dem andern, und innerhalb zweier Minuten stehe ich im Mittelpunkt allgemeiner Heiterkeit. Die Bahn kommt

angebrummt. Man läßt mich genießerisch zuerst einsteigen. Dem abgerackerten Schaffner bleibt grienend die Futterluke offen stehen. Im Wagen sagt er dann beim Fahrkarteknipsen wohlwollend zu mir: „Sie, soll das Ding da an Ihr'm Hute dranhängen?" — „Ja," sage ich im Brustton vollster Überzeugung, „ja, mein Lieber, das soll!" Hörbar klappen die zwanzig Mäuler der Wageninsassen vor Staunen auf. „Hihihi!" kichert ein Backfisch dem andern zu, „der hat 'n Klaps!" Alles feixt hemmungslos. Die Sorgen und Kümmernisse des Tages, der Zeit, sie sind vergessen. Als ich aussteige, steigen alle mit aus, trotzdem viele noch nicht an ihrem Ziele sind. Aber sie wollen sehen, was aus mir wird. Hinter mir bildet sich bald ein Zug, als ob ich Sultan von Kambodscha sei. Und alles kreuzfidel. „Hähähähää!" meckert ein alter Griesgram hinter mir, „daß der das nicht merkt!!" Schmunzelnd konstatiere ich, daß schon mindestens 50 bis 60 Menschen hinter mir her sind. Da passiert das, was jedesmal geschieht, wenn ich „huthalterschwänzelnderweise" meine Mitmenschen erfreue: ein junger Bengel — rupp! — reißt mir das wippende Schwänzel von der Hutkrempe. Tosendes Gelächter! Man quietscht vor Wonne! Ich aber spiele die gekränkte Leberwurst, indem ich stehenbleibend mit wütenden Glotzaugen die lachende Schar fixiere. Langsam, sehr langsam zerstreut sich die Menge.

Ich aber wandle fröhlichen Herzens ob meines Erfolges in das nächste Hutgeschäft, um den geraubten Freudespender zu ersetzen. Denn in Kürze, ich weiß schon, ist es wieder so weit, daß die Menschen wieder schlechte Laune haben. Da muß ich wieder eingreifen. Geht hin, und tut desgleichen!

Vergessene Theateranekdoten.

Mitgeteilt von Felix von Lepel.

Welches ist der beste Hamlet?

Der berühmte englische Schauspieler und Hamletdarsteller Wilson Barrett belauschte einmal im Prinzeß-Theater in London zwei Bühnenarbeiter, die sich während der Vorstellung über verschiedene Hamletdarsteller unterhielten. Der eine von ihnen sagte: „Irving, Booth und auch Barrett sind recht gute Hamletspieler, am besten aber ist Fechter, der immer eine gute halbe Stunde eher mit seiner Rolle fertig ist, als die anderen!"

*

„Das Taschentuch unserer königlichen Schwester!"

Königin Elisabeth von England (1533 bis 1603) versuchte einmal im Theater Shakespeare, der die Hauptrolle in einem seiner Stücke spielte, dadurch irre zu machen, daß sie von ihrer Loge aus wie zufällig ihr Taschentuch auf die Bühne fallen ließ. Shakespeare jedoch, der soeben eine Rede an die in dem Stück vorkommenden Würdenträger zu halten hatte, sagte, als er den Zwischenfall mit dem Taschentuch bemerkte, ruhig: „Zunächst hebet einmal das Taschentuch unserer königlichen Schwester auf und überreicht es ihr!", worüber sich die Königin sehr amüsierte.

*

„Wann werde ich endlich Ruhe haben?"

Als einst in London eine Schauspielerin, die die Lady Anna in Richard III. spielte, die berühmten Worte sprach: „Ach, wann werde ich endlich Ruhe haben?" rief ihr ein Zuschauer zu: „Niemals, bis Sie mir die dreißig Schillinge zurückgezahlt haben, die Sie mir schuldig sind!"

*

Ein zweifelhaftes Kunstwerk.

Die englische Uraufführung einer Oper „Pharnaces" wurde in einer alten Zeitschrift wie folgt besprochen: „Die tragischen Opern in England sind selbst nach dem Urtheyle der Engländer ordentlich sehr schlecht, und diese Oper unterscheidet sich von den gewöhnlichen gar nicht. Sie ist voll Bombast, Unwahrscheynlichkeyten und lächerlichen Anachronismen. Die Charaktere seynd sich ungleich, der Ausdruck matt, und besonders herrscht in den abgeschmackten Arien eine gewisse kalte und rauhe Sprache. Die Musik ist an verschiedenen Stellen recht artig, aber nicht von der feynen, gefälligen Art, die dem Kenner angenehm ist und das Volk vergnügt!"

*

„Robert der Teufel" — eine mangelhafte Oper!

Ein biederer Organist aus der Provinz hörte sich in Berlin „Robert der Teufel" von Meyerbeer an und kam mit seinem Urteil zu folgendem Ergebnis: „Die Oper, von der so viel Geschrei gemacht wird, könnte entschieden strenger und kirchlicher sein! Die Fuge scheint der Komponist nicht zu kennen; denn es ist mir keine in der ganzen Oper vorgekommen!" Ein solches Urteil war dem verwöhnten Meyerbeer auch noch nicht vorgekommen.

*

Friedrich der Große und sein Opernpersonal.

Als einst die Sänger und Primadonnen der Königlichen Oper in Berlin höhere Gagen verlangten, verbat sich Friedrich der Große (1712—1786) diese „Vexiererey" mit den Worten: „Die Opern Leute Seindt Solchen Canaillen bagage das ich sie Tausendtmahl müde bin!"



Bunte Chronik



*** Die Arktis als künftiger Fleischlieferant.** Die weiten Ebenen des nördlichen Kanada, Alaska und Sibirien sind vielleicht bestimmt, in der Volkswirtschaft der Zukunft eine weitaus größere Rolle zu spielen, als man gemeinhin annimmt. Ängstliche Gemüter, die schon jetzt darüber besorgt sind, wie die immer wachsende Menschheit sich später ernähren soll, können sich damit trösten, daß die nördlichen Länder noch gar nicht zu übersehende Möglichkeiten, insbesondere betreffs Fleischproduktion bieten. Alaska allein besitzt, vorsichtigen Schätzungen gemäß, Weideflächen für 4 Millionen Renntiere; auf dieser Grundlage hat man berechnet, daß die gesamten arktischen Tundren etwa 100 Millionen Renntiere und doppelt so viel Moschusochsen zu ernähren vermögen. Das würde dem Fleischwert nach ungefähr die zwanzigfache Menge der gesamten australischen Schafzucht sein. Natürlich kann eine derartige Entwickelung nur allmählich erfolgen; doch bei der immer wachsenden Zahl der Bevölkerung der Erde und ihrem stets steigenden Nahrungsmittelverbrauch wird man dahin kommen, die Landstriche, die sich für den Getreidebau nicht eignen, für die Fleischgewinnung durch Tierzucht nutzbar zu machen. Das arktische Klima dürfte der Besiedelung mit Weißen keine Hindernisse bereiten, wenn diese auch nur weit zerstreut den Rand der Arktis bewohnen werden, nämlich als Besitzer ungeheurer Weidegüter, von denen die hungrige Welt von morgen mit Fleisch versorgt wird, wozu noch Pelze und die Ausbeute der Kohlengruben von Spitzbergen kommen werden.

*

*** Der älteste Mann der Welt.** Jetzt soll der Türke mit seinen 135 Jahren nicht einmal der älteste Mann der Welt sein. Russischen Blättern zufolge lebt in dem Dorfe Lata am Schwarzen Meer, in der Nähe von Batum, ein Mann, der noch älter ist als der Türke. Es ist ein gewisser Tschaikowski, der das ehrwürdige Alter von 146 Jahren erreicht haben soll. Dem Berichte eines Journalisten zufolge, der ihn kürzlich aufgesucht hatte, erfreut sich Tschaikowski im Hinblick auf sein hohes Alter noch einer recht guten Gesundheit. Er ist natürlich mehr oder minder verschrumpft und gebückt, doch kann er noch gehen, wenn auch nur langsam. Sein Sehvermögen ist noch gut, die Sprache dagegen läßt zu wünschen übrig. Tschaikowski ist der Sohn eines polnischen Offiziers; er war viermal verheiratet. Seine erste Ehe schloß er im Alter von 24 Jahren, seine vierte, als er 90 Jahre alt war, während die Braut 20 Jahre zählte. Es war, wie Tschaikowski dem Berichterstatter erzählte, eine Ehe, begründet auf gegenseitige Liebe. Aus dieser Ehe gingen fünf Kinder hervor, von denen noch zwei leben, ein Sohn von 45 Jahren und eine Tochter von 21 Jahren.

Lustige Rundschau



*** Rechnung.** „Hu — hu." — „Warum weinst du, Kleiner?" — „Ich habe zwei Mark verloren." — „Hier hast du zwei Mark von mir." — „Hu — hu." — „Warum weinst du noch, Kleiner?" — „Jetzt hätte ich vier Mark. Hu — hu."

*

*** Bitter.** Junge Dame (auf dem Ball zu einem Schwätzer): „Sie erinnern mich an die wilde See." — Herr: „Wieso? Meinen Sie mein Temperament?" — Junge Dame: „Nein, Sie machen mich krank."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.